

Lughofer, Johann Georg

"Soldaten sind Selbstmörder" : der suizidale Kriegsheld in der österreichischen Literatur

Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. 2018, vol. 32, iss. Supplementum, pp. 37-52

ISSN 1803-7380 (print); ISSN 2336-4408 (online)

Stable URL (DOI): <https://doi.org/10.5817/BBGN2018-S-3>

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/138928>

Access Date: 27. 11. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

„Soldaten sind Selbstmörder“

Der suizidale Kriegsheld in der österreichischen Literatur

„Soldiers are Suicides“

The Suicidal War Hero in Austrian Literature

Johann Georg Lughofer

Abstract

A brief overview of the importance of suicide in literature and the state of research reveals the lack of studies that shed light on suicide in relation to (the First World) War. The usual definitions of terms include a suicide out of constraints that can come from outside.

With regard to the Austrian army officers, this was usually the code of honor, which can require suicide not only in war and in duels. In the war, on the one hand suicidal tendencies in heroic figures are shown in the literature, but also the forced suicide of entire armies in the case of hopeless missions. In texts by Andreas Latzko and Joseph Roth, however, suicide is presented as an opportunity to undermine the madness of the war and prevent yourself from becoming a murderer.

Keywords

suicide, war, duell, honour

Einleitung – der Suizid in der Literatur/wissenschaft

Die Bedeutung des Suizids in der Literatur ist evident: Selbsttötungen wurden schon in frühesten Werken verhandelt wie in Homers *Odyssee* mit Iokaste, der bekannten Mutter und Gattin von Ödipus. In den attischen Tragödien bei Aischylos und Sophokles wird der Suizid zur „echt tragische[n] Lösung dramatischer Konflikte“ (Knapp 1979: 271) und etabliert das Thema in der abendländischen Kunst, das u.a. Ovid behandelt. Mit Shakespeares *Romeo und Julia* und Goethes *Die Leiden des jungen Werther* erreicht die literarische Auseinandersetzung mit der Selbsttötung und ihre Breitenwirkung wohl einen Höhepunkt. Für das Theater spricht Minois (1996: 160–161) sogar von einem „geradezu obligatorische[n] Element“ in bestimmten Phasen, das beispielsweise Shakespeare 52 Mal anwendet. Goethe soll mit seinem Briefroman sogar europaweit eine regelrechte Suizidepidemie ausgelöst haben, was nach Neumeyer (2009: 34) historisch nicht belegbar ist. Das Thema blieb jedenfalls der Literatur an zentralen Stellen erhalten: Beispielsweise Schiller, Flaubert, Dostojewski oder Fontane widmeten sich ihm.

Dafür nahm sich die Literaturwissenschaft des Motivs erst spät an. Alvarez (1974), der vor allem dem schöpferischen Potential des Phänomens Suizids in der Literaturgeschichte nachgeht, betont, dass *Der grausame Gott*, die Selbsttötung, die moderne Literatur zu einem guten Teil bestimmt.

Vor allem seit den 1990er Jahren zeigte die Germanistik dann ein reges Interesse an literarischen Suiziden, wobei diese einerseits in Bezug auf die dargestellten Ursachen analysiert und typologisiert wurden (z.B. Noob 1998, Zimmermann 2002, Ehlenberger 2006, Wode 2007), andererseits wurden sie mit sozial-historischen Zugängen in den zeitgenössischen Diskursen und Debatten kontextualisiert, worin nicht zuletzt die moralische Bewertung der Selbsttötung verhandelt wurde (Buhr 1997, Schreiner 2003, Neumeyer 2009). Langenberg-Pelzer (1995) und Abbt (2007) vereinen die beiden Stränge. Darüber hinaus gibt es auch biographistische Zugänge (z.B. Baden 1965), die Autoren wie Heinrich von Kleist, Adalbert Stifter, Georg Trakl oder Klaus Mann untersuchen. Sonst wurden Texte um die Jahrhundertwende und über Schülerelbstmorde die Favoriten zum Thema. Der Zeitraum bietet sich zur Untersuchung an, denn Selbsttötungen sind erheblich gestiegen – und auch die literarischen Beschäftigungen damit, beispielsweise bei Gerhart Hauptmann, Arthur Schnitzler, Frank Wedekind, Thomas Mann, Franz Kafka, Hermann Hesse oder Friedrich Torberg. Der zwischenzeitlich nachgelassene Diskurs über die Selbsttötung wurde in diesem Zeitraum wieder intensiv aufgenommen: schon vor dem Ersten Weltkrieg spiegelte sich eine Krisen- und Endzeitstimmung in Suiziden wieder. Baumann (2001: 10) konstatiert gar: „Mit enormem zeitdiagnostischem Potenzial aufgeladen w[urde] der Suizid in dieser Zeit zu einem Gravitationszentrum weltanschaulicher und politischer Kontroversen.“ Auch in den epischen und dramatischen Texten der Epoche zeigt sich in zahlreichen Suiziden dieses Interesse. Später kamen Exilanten wie Ernst Toller oder Ernst Weiß, aber auch Texte und (Ab-)Leben von Hans Fallada, Jean Amery und Hermann Burger in den Fokus der Forschung.

In den letzten Jahren wurde der Suizid in der Literatur erneut Gegenstand intensiver Forschung. Nicht oft finden sich so umfangreiche und detaillierte Abschlussarbeiten in

der Germanistik zu einem spezifischen Thema so zeitnahe, wie 2014 Herberths, 2016 Vorjans‘ und 2017 Graefes Studien zum Suizidmotiv. Herberth (2014) zeichnet nach, wie zentrale Erkenntnisse der psychologischen und soziologischen Suizidwissenschaften schon in literarischen Erzählungen vorweggenommen wurden bzw. wie die Literatur zum weiteren Erkenntnisgewinn beitragen konnte. Vorjans (2016) geht den Funktionen und Bedeutungen der verschiedenen Suizidarten in literarischen Texten um die Jahrhundertwende nach. Die einzelnen Methoden wurden nach Kriterien von Standesgemäßheit, Ehrenhaftigkeit und Gender codiert. Graefe (2017) versucht die erste ausführliche autoren-, epochen- und gattungsübergreifende Analyse des Motivs durchzuführen. Kurz zuvor widmet der Kölner Kleistexperte Blamberger sein Wissenschaftskolleg Morphomata der Literatur im Zeichen des Suizids, was 2013 zu dem Sammelband *Ökonomie des Opfers* führt, der den „fatalen Zusammenhang zwischen Dichtung, die den Erwartungshorizont der Zeitgenossen sprengt, und dem Suizid des Dichters“ sowie dem Zusammenhang von „Suizid und Nachruhm des Autors“, und damit dem ökonomischen Kalkül der Selbsttötung nachgeht (Blamberger, Goth 2013: 11). Thomas Macho legt dann 2017 seine umfangreiche und beeindruckend breit angelegte Studie *Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne* vor, zeichnet die Umwertung des Suizids in der Moderne in verschiedenen kulturellen Feldern nach und erkennt dabei einen tiefgreifenden Wandel von der Perspektive auf die Selbsttötung als Sünde oder Ausdruck einer psychischen Krankheit hin zur Entstehung einer neuen Sterbekultur. Der eigene Tod gelte immer häufiger als „Projekt“, das vom Individuum selbst zu gestalten und zu verantworten sei. Wer sich das Leben nimmt, wolle es nicht mehr nur auslöschen, sondern auch ergreifen und ihm neue Bedeutung geben.

Bei all dieser intensiven Beschäftigung in diesen Jahren fällt es umso mehr auf, dass selbst zwischen 2014 und 2018 auf den Bezug zwischen Suizid und einem zentralen kultur- und geisteswissenschaftlichen Thema dieser Zeit, nämlich dem Ersten Weltkrieg bzw. dem Krieg allgemein, durchgehend verzichtet wurde, obwohl viele Texte des frühen 20. Jahrhunderts in der literaturwissenschaftlichen Suizidforschung herangezogen werden. Suizid und Krieg in der Literatur bleibt ein unterbeleuchtetes Feld. Dieser Beitrag will so einige Überlegungen zu diesem weiten literarischen Feld anbieten.

Ambivalenz des Begriffs, Definition und These

Die Problematik der Wertung des Suizids wird immer wieder deutlich, beispielsweise wenn im christlichen Mittelalter, in dem in Folge von Augustinus und Thomas von Aquin sowie mehreren Konzilsbeschlüssen dieser als Todessünde kriminalisiert wurde, was übrigens zu sinkenden Zahlen verübter Selbsttötungen geführt haben soll (vgl. Langenberg-Pelzer 1995: 13), gleichzeitig auf der anderen Seite christliche Märtyrer hochgeschätzt wurden. Selbst die Identität des Getöteten und des Selbstmörders kann hinterfragt werden. André Breton antwortet 1933 auf die Umfrage der neuen Zeitschrift *La Révolution Surréaliste* zum Thema „Ist der Suizid eine Lösung?“ mit einem Zitat von Théodore Jourffroy: „Selbsttötung ist ein schlecht gewähltes Wort. Wer tötet, ist niemals identisch mit dem, der getötet wird.“ (zit. nach Blamberger, Groth 2013: 17).

Auf der Hand liegt eine simple Definition ebensowenig. Nach Baumann (2001: 3) bezeichne der Suizid eine Handlung, „welche die ausführende Person mit der Absicht der tödlichen Selbstverletzung unternimmt und diese als Folge ihrer Handlung in einem absehbaren Zeitraum unmittelbar nach Beginn der Handlungsausführung für wahrscheinlich hält“. Präziser und detailreicher definiert Graefe:

„Suizid wird verstanden als absichtlich bzw. gezielt ‚selbst herbeigeführte Beendigung des eigenen Lebens‘ (Muster: Art. Suizid, S. 633), die sowohl auf einem rationalen und/oder freien Entschluss als auch auf gewissen Zwängen (z.B. krankhaft psychischer Art) basieren kann. Inwieweit nicht nur das Resultat, sondern auch die Intention in die Definition mit aufgenommen werden sollte, ist umstritten. [...] Dem Sinn des Wortes entsprechend, soll jede Handlung Selbsttötung genannt werden, durch die jemand seinen eigenen Tod herbeiführt, unabhängig davon, ob der Akteur durch die Tat sein Leben beenden wollte oder nicht. [...] Auch im Falle einer erzwungenen Selbsttötung ist der eigenen Wunsch, zu sterben, sicherlich gering bis nicht existent, trotzdem wird mit der entsprechenden Handlung das Ziel des eigenen Todes verfolgt.“ (Graefe 2017: 19)

Dieser Punkt wird auch für unsere Perspektive von großem Interesse sein: die erzwungene Selbsttötung. Ein Zwang ist in dieser Suiziddefinition also explizit inkludiert, widerspricht auch nicht der Definition Baumanns. Es ist sogar die Regel, dass die Entscheidungsfähigkeit der Betroffenen stark eingeschränkt ist (vgl. ebd.: 20). Eine gänzlich freie Entscheidung ist hier kaum mitzudenken, der Suizidgefährdete erkennt seinen Handlungsspielraum nicht mehr. Ein Zwang von außen kann genauso zur Selbsttötung führen – ein offensichtliches Beispiel ist eine Armee bzw. Soldaten, die in einen aussichtslosen Kampf ziehen. Der Gedanke eines „kämpfenden Selbstmords“ taucht übrigens auch in einem humorvollen Text von Roda Roda, der selbst lange bis zu seiner unehrenhaften Entlassung im Militärdienst war, auf: „Ein Mann will die Lebensversicherung für seine Frau retten. Begeht Selbstmord dadurch, daß er auf einen Schutzmann mit Schreckschußpistolen schießt.“ (zit. nach Strohmeyr 1999: 163)

Aufbauend auf diese Definitionen und in Analogie zum bekannten Diktum von Kurt Tucholsky¹ soll nun betrachtet werden, inwiefern wir die polemische These „Soldaten sind Selbstmörder“ unterstützen können. Angemerkt muss an dieser Stelle werden, dass in diesem Kontext der sonst allzu wertenden Begriff Selbstmord bewusst verwendet wird, der sonst in der Wissenschaft wie der positivere Terminus Freitod vermieden wird.

Anhand zentraler Texte der österreichischen Literatur des frühen 20. Jahrhunderts soll der These textnahe nachgegangen werden und gezeigt werden, inwiefern das Kriegshandwerk in der Literatur als Selbstmord dargestellt wird.²

1 Die bekannte Aussage Tucholskys „Soldaten sind Mörder“ stammt aus der Glosse „Der bewachte Kriegsschausplatz“, 1931 in der Zeitschrift *Die Weltbühne* unter dem Pseudonym Ignaz Wrobel publiziert. Im darauffolgenden Jahr wurde der verantwortliche Redakteur Carl von Ossietzky ob dessen wegen „Beleidigung der Reichswehr“ angeklagt und freigesprochen, worauf der Satz zur viel zitierten Parole wurde.

2 Hinzugefügt muss werden, dass Suizid und Krieg noch ein viel weiteres Feld darstellt. Vom Krieg Traumatisierte töteten sich; nicht zuletzt gab es in Kriegen Gruppensuizide, um einer drohenden Gefangennahme

Suizid und das Soldatische

Inner- und außerliterarisch existieren manche spannende Zusammenhänge zwischen bestimmten Arten des Suizids, Männlichkeit und Soldatentum. Wenn auch mit Ophelia und Emma Bovary weibliche Suizide im literarischen Gedächtnis stark verankert sind, ist dieser eine sehr männliche Angelegenheit. Laut Statistiken ist das Verhältnis zwischen weiblichen und männlichen Suiziden 1: 3 (Langenberg-Pelzter 1995: 20).

Der Tod durch Waffen galt für Männer höherer Gesellschaftsschichten wie dem Adel passend und wurde schon früh stärker akzeptiert als andere Methoden. Das Erhängen hingegen galt schon seit der Antike als Todesart der Frauen und Sklaven und blieb für untere Bevölkerungsschichten typisch, kam in den Ruf des „Selbstmord[s] der Bauern-töpel“ (Minois 1996: 32), das Ertrinken und das Gift galten ebenso als weibliche Todesarten, die schon in der Antike speziell für Männer weniger Ansehen hatten. Männern wurden hingegen die ‚harten‘, sofort tödlichen Suizidmethoden mit Waffen zugeordnet. Die später fest etablierte kulturelle Semantik des Erschießens als heroischer Suizid spielt in meinen Überlegungen zum Naheverhältnis zwischen Soldatentum und Selbsttötung bereits eine bedeutende Rolle. Die so zugeordneten Tötungsmethoden waren mehr als Klischees, sondern hatten und haben bis heute ihre Wirkmächtigkeit in realen Fällen (vgl. Vorjans 2016: 29 oder 31).

Schon Immanuel Kant, sicher kein Befürworter des Suizids, sah in einer 1798 erschienen Schrift in manchen Suizidmethoden einen Ausdruck von Mut und charakterlicher Stärke, in anderen eine Manifestation von Feigheit und Schwäche:

„Wenn das dazu gewählte Mittel plötzlich und ohne mögliche Rettung tödend ist, wie z.B. der Pistolenschuß [...]: so kann man dem Selbstmörder den Mut nicht streiten. Ist es aber der Strang, der noch von anderen abgeschnitten, oder gemeines Gift, das durch den Arzt noch aus dem Körper geschafft, oder ein Schnitt in den Hals, der wieder zugenäht und geheilt werden kann, [...] so ist es feige Verzweiflung aus Schwäche, nicht rüstige, welche noch Stärke der Gemütsverfassung zu einer solchen Tat erfordert.“ (Kant 2000: 178 f.)

Goethe unterteilt in seinem 1814 veröffentlichten, dritten Teil der Autobiographie *Dichtung und Wahrheit* ebenso die verschiedenen Arten der Selbsttötung: Als einzig heroische – ja nachahmungswürdige – Tat erscheint ihm die Selbsttötung Kaiser Ottos mit einem Dolch ins Herz. Ein Jahr zuvor hatte sich bereits der Medizinprofessor Friedrich Benjamin Osiander in seiner häufig rezipierten Studie *Über den Selbstmord* mit den einzelnen Todesarten beschäftigt. Das Erhängen, Öffnen der Pulsadern, Durchtrennen der Kehle,

me – Folter, Vergewaltigungen und Tötungen – zu entgehen, was alles in der Literatur seinen Niederschlag fand. Martin Opitz beschreibt beispielsweise eine Massenselbsttötung von Zivilisten vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Krieges, ein Trostgedicht in *Widerwertigkeit Deß Kriegs I*: „[...] Die Schwester ward entleibt in Jhres Bruders Armen / Herr / Diener / Frav vnnd Magd erwüret ohn Erbarmen: Ja / die auch nicht geborn / die wurden vmbgebracht / Die Kinder so vmbbringt gelegen mit der Nacht In jhrer Mutter Schoß: eh sie zum Leben kommen / Da hat man Jhnen schon das Leben hingegenommen: Viel sind / auch Weib vnd Kind / von Felsen abgestürzt / Vnd haben jhnen selbst die schwere Zeit verkürzt / Dem Feinde zu entgehn. [...]“ (zit. nach Strohmeyr 1999: 35).

die Nahrungsverweigerung oder die Selbstverbrennung tut er explizit ab. Das Erschießen hingegen aber sei der „Militär-, Renommeißen- und Genie-Tod“ (Osiander 1813: 138). Nicht nur einzelne Selbsttötungsarten, der Suizid als solcher erfuhr im 19. Jahrhundert sogar Hochachtung. Nietzsches radikale affirmative Haltung, ja Lobpreisung der „stolzen Art zu sterben“, fand sich zwar ähnlich schon in der Aufklärung und in der Antike bei Stoikern und Epikureern, doch kam sie mit dem deutschen radikalen Philosophen besonders stark zur Geltung. „Viele sterben zu spät, und Einige sterben zu früh. Noch klingt fremd die Lehre: stirb zur rechten Zeit!“ (Nietzsche 1955: 333) Traditionelle Argumente gegen die Selbsttötung richtet Nietzsche gegen den „natürlichen Tod“, den er in *Menschliches, Allzumenschliches* als unvernünftig zeigt, den Suizid hingegen als vernünftig. Dieser wird zur Tat der Stärke, Mut und Freiheit umgedeutet: „warum sollte es für einen alt gewordenen Mann, welcher die Abnahme seiner Kräfte spürt, rühmlicher sein, seine langsame Erschöpfung und Auflösung abzuwarten, als sich mit vollem Bewusstsein ein Ziel zu setzen? Die Selbsttötung ist in diesem Falle eine ganz natürlich naheliegende Handlung, welche als ein Sieg der Vernunft billigerweise Ehrfurcht erwecken sollte.“ (Nietzsche 1967: 83). Nietzsche argumentiert in *Götzendämmerung* sogar mit der Pflicht gegenüber der Gesellschaft, die man als Kranker und Schwacher belasten würde. Er diskreditiert den natürlichen Tod als feige und unfrei. Der Tod solle hingegen einem Fest gleichen, was auch antiken Philosophien und altgermanischen Vorstellungen vom Weiterleben im Körperzustand des Verstorbenen nahekommt.

Im 19. Jahrhundert bekam der Suizid demnach auch eine positive Zuschreibung des Mutes, der Entschlossenheit, Todesverachtung, Ehrerhaltung und Männlichkeit. Mit der als tapfer angesehenen Tat konnte die Nachwelt positiv adressiert werden. Es wurde eine verbreitete Vorstellung, der Pistolensuizid sei der „Militärtod“ und ein Privileg der besitzenden Klasse – und wurde in verschiedenen literarischen Texten – so bei Fontane oder Schnitzler – nachgewiesen. Ja, es bedurfte sogar einer besonderen Begründung und Thematisierung, wenn sich wie in Fontanes *Stine* eine Figur adeliger Herkunft auf andere Art das Leben nahm als mit der standesgemäßen Pistole (vgl. Vorjans 2016: 167). Militär und Suizid durch die Schusswaffe haben ein äußerst enges Naheverhältnis, was im Folgenden anhand bekannter Texte gezeigt werden soll.

„darum muß ich mich totschießen“

Die Affinität des kakanischen Offiziers zum Suizid oder Arthur Schnitzler: *Lieutenant Gustl* (1900)

Das 20. Jahrhundert begann in Österreich mit einem saftigen Literaturskandal. Die Veröffentlichung der Novelle *Lieutenant Gustl* in der Weihnachtsbeilage der *Wiener Neuen Freien Presse* 1900 und die darin enthaltene Kritik am Ehrenkodex des österreichischen Militärs scheint einen Nerv getroffen zu haben. Ein Ehrenratsbeschluss bestimmte im Juni des darauffolgenden Jahres, dass Schnitzler seinen Offiziersrang verlor, da er mit der Novelle Ehre und Ansehen der k.k. Armee herabgesetzt hätte. Der Leutnant wird – nicht zuletzt durch die Erzählform, den innovativen inneren Monolog – als Stellvertreter

der Armee positioniert. Gustl fühlt sich vor allem als Militär, spricht von sich als „Herr Lieutenant“, orientiert sich an militärischen Autoritäten ohne jegliche kritische Auseinandersetzung. Doch er ist kein musterhaftes Beispiel: Gustl ist aus dem Gymnasium geflogen und in eine der vielen unbedeutenden Kadettenschulen, nicht in die Militärakademie untergekommen, er hat Spielschulden, die als schmutzige Schulden galten, und Liebschaften – sogar mit der Gattin eines Kameraden. Seine jüngste Forderung eines Duells war keinesfalls unausweichlich.

Das Säbelduell war durchaus üblich und auch für Gustl nicht das erste Mal. Der militärische Ehrenkodex verpflichtete nämlich nicht nur zum Riskieren des Lebens im Krieg, sondern bis 1911 bestand in Österreich-Ungarn für Offiziere noch die Pflicht, einer Duellforderung unbedingt nachzukommen. Österreich war damals über 30 Jahre in Frieden, eine extrem lange Friedenszeit. Duell und Ehrennotwehr konnten so für den Krieg relevante Fähigkeiten trainieren und das Aggressionspotenzial der Offiziere in Friedenszeiten aufrechterhalten. Männer können ihren soldatischen Charakter nachweisen, der sich „durch Geradlinigkeit, Entschlusskraft und Mut aus[zeichne], der sich im Augenblick der Gefahr bis zur Lebensverachtung steigern könne. Ein Offizier, der diese Eigenschaften vermissen lasse, habe seinen Beruf verfehlt und sei für die Armee [...] untragbar.“ (Frevert 1991: 99) „Satisfaktionsfähig“, also mit der Waffe zur Rechenschaft zu ziehen, waren aber nur Adelige, Militärs und Akademiker. Diese Klassendistinktion als Problematik hat in der Novelle Gewicht. Gustl, der von einem einfachen Bäckermeister nach seinem Drängeln und seinen Frechheiten als „dummer Bub“ gemäßregelt wird, kann seine Ehre also nicht mittels eines Duells verteidigen oder zurückerlangen. Die sofortige Ehrennotwehr kann er nicht vollstrecken, da der stärkere Bäckermeister seinen Säbel hält und dessen Zerbrechen androht, was eine symbolische Aberkennung der Offiziers Ehre gleichkäme.

Deshalb glaubt er, seine verlorene Ehre nur durch einen Suizid wiederherstellen zu können – ein Gedanke, der ihm schon früh kommt: „Ich muß ja noch froh sein, daß er nicht laut geredet hat! Wenn’s ein Mensch gehört hätt’, so müßt’ ich mich ja stante pede erschießen...“ (LG 344) Gustl glaubt nach dieser erlittenen Beleidigung dem geforderten Duell nicht nachkommen zu können. Auch wenn niemand etwas gehört hat, gilt es für ihn: „Ich weiß, daß ich satisfaktionsunfähig hin, und darum muß ich mich totschießen... Keine ruhige Minute hätt’ ich mehr im Leben... immer hätt’ ich die Angst, daß es doch einer erfahren könnt’, so oder so... und daß mir’s einer einmal ins Gesicht sagt, was heut’ abend gescheh’n ist!“ (LG 346) Er sieht sich aus Ehrengründen zum unausweichlichen Selbstmord gezwungen, selbst falls der Bäcker sterben sollte:

„Und wenn ihn heut’ nacht der Schlag trifft, so weiß ich’s... ich weiß es... und ich bin nicht der Mensch, der weiter den Rock trägt und den Säbel, wenn ein solcher Schimpf auf ihm sitzt!... So, ich muß es tun, und Schluß! – Was ist weiter dabei? – Morgen nachmittag könnt’ mich der Doktor mit ‚m Säbel erschlagen... [...] Ein Gemeiner von der Verpflegsbranche ist ja jetzt mehr als ich: ich bin ja überhaupt nicht mehr auf der Welt... es ist ja aus mit mir... Ehre verloren, alles verloren!... Ich hab’ ja nichts anderes zu tun, als meinen Revolver zu laden und... Gustl, Gustl, mir scheint, du glaubst noch immer nicht recht d’ran? Komm’ nur zur Besinnung... es

gibt nichts anderes... wenn du auch dein Gehirn zermarterst, es gibt nichts anderes! – Jetzt heißt's nur mehr, im letzten Moment sich anständig benehmen, ein Mann sein, ein Offizier sein, so daß der Oberst sagt: Er ist ein braver Kerl gewesen, wir werden ihm ein treues Andenken bewahren!...“ (LG 348 f.)

Im Text wird offensichtlich, wie hochgradig konventionalisiert die Selbsterschießung als Suizidart im Militär gewesen ist (vgl. Vorjans 2016: 142). Ehre und Urteil der Nachwelt sind dabei die zentralen Elemente, denn diese Selbsttötung zeigt Entschlossenheit, Todesverachtung und somit die Beherrschung des soldatischen Kriegshandwerks. Der dazugehörige Ehrbegriff erweist sich aber als verlogen, denn Gustl vergisst im Gegensatz zu seinen früheren, zitierten Gedanken sofort, als er vom Tod des Bäckers erfährt, seinen Vorsatz zum Suizid. Schon vorher schiebt er diesen mit einer befremdlichen Komik auf: „Na, es hat's mir ja keiner g'schafft, daß ich's um sieben tu“ (LG 362). *Lieutenant Gustl* zeigt ironisch den Kontrast zwischen hohem Anspruch des Ehrenkodex und höchst diesseitigen, banalen Gedanken des Protagonisten.

Der Text führt dabei eindrucksvoll die relativierte Wertigkeit des Lebens im Vergleich mit dem Ehrenbegriff vor, was sich in Duellen sowie im Suizid, sowieso im Kriegsfall, manifestiert. Die Affinität des Offiziers und seines Ehrenkodexes zu Selbstmord und Duell reflektiert Schnitzler meisterhaft.³

»Ich werde aus Blödheit ein Held sein«: Suizid im Duell und im Krieg oder Joseph Roth: *Radetzky* (1932)

Der suizidaffine Ehrenbegriff der Offiziere spielt auch im zentralen Roman des „habsburgischen Mythos“ eine eminente Rolle. *Radetzky* brachte den Autor nicht nur zu seinem Lebensthema, es blieb auch das sorgfältigst verfasste Werk Roths. Zum ersten und letzten Mal betrieb der Autor für einen Roman intensiv vorbereitende Studien – über das habsburgische Hofzeremoniell, über das alte Kanzleideutsch und eben über die k.u.k. Armee.

Ein Duell ist ebenso von entscheidender Bedeutung für den Roman: der zentrale Protagonist Leutnant Carl Joseph Trotta wird in nächtlicher Begleitung der hübschen jungen Gattin seines einzigen Friends in der mährischen Garnison gesehen und daraufhin dieser Freund, der Regimentsarzt Max Demant, wird vom betrunkenen Rittmeister Tattenbach beleidigt. Das Duell per Kugelwechsel ist aus Sicht der Offiziere unausweichlich. Inwiefern Trotta wirklich, wie er seinem Vater schreibt, „ahnungslos und unschuldig“ (R 228) Anlass der Affäre wurde, bleibt für die Lesenden zweifelhaft. Dass in diesem Duell gegen einen guten Schützen – ähnlich wie im zitierten Text *Roda Roda* – ein Suizid

³ Später sollte sich Arthur Schnitzler übrigens nicht nur in seinen Texten weiter mit dem Suizid beschäftigen. Seine 18jährige Tochter Lili beging am 26. Juli 1928 in Venedig, wo sie mit ihrem italienischen Mann lebte, Suizid, wofür nicht nur Clara Pollaczek ihren Vater verantwortlich machte.

steckt, zeigen die Reaktionen des Doktors, der sich betrinkt, nicht schläft und beschließt, als Kurzsichtiger ohne Brille zu schießen, sowie des Leutnants Trotta, der kindisch auf den Boden stampfend und weinend trotzig wiederholt: „Ich will nicht, daß du stirbst, ich will nicht, daß du stirbst, ich will nicht! Ich will nicht!“ (R 235)

Im Gegensatz zu *Lieutenant Gustl* wird hier der Ehrbegriff von den Protagonisten reflektiert und kritisiert: „Ein stupides, eisernes Gesetz ließ keinen Ausweg frei. [...] Ich habe keine Kraft, diesem blöden Duell zu entinnen. Ich werde aus Blödheit ein Held sein, nach Ehrenkodex und Dienstreglement. Ein Held!“ (R 239) bzw. „Wer die Hand gegen seinesgleichen erhebt, ist ein Mörder.‘ Morgen wird einer gegen mich eine Pistole erheben, und ich werde eine Pistole gegen ihn erheben. Und ich werde ein Mörder sein.“ (R 234) Demant erkennt sich also vor dem Duell als Mörder und Selbstmörder und er behält damit recht. Im nachmittäglichen Befehl wird mitgeteilt, dass beide „für die Ehre des Regiments den Soldatentod gefunden hatten.“ (R 242)

Die Ehre hat auch Trottas Garnisonskamerad Hauptmann Wagner wegen Spielschulden verloren, er nimmt sich das Leben, was im Roman keine besondere Aufmerksamkeit bekommt – bis auf die Tatsache, dass Trotta Schuldgarantien unterschrieben hat; allzu selbstverständlich erscheint der Suizid im Kontext.

Doch der große Unterschied zwischen Frieden und Krieg bezüglich des Werts des Lebens ist immer wieder Thema im *Radetzkymarsch*. Schon bezüglich des Duells merkt die Erzählinstanz zum Gespräch der Offiziere an:

„Alle fühlten, daß er den Tod angerufen hatte. Der Tod schwebte über ihnen, und er war ihnen keineswegs vertraut. Im Frieden waren sie geboren und in friedlichen Manövern und Exerzierübungen Offiziere geworden. Damals wußten sie noch nicht, daß jeder von ihnen, ohne Ausnahme, ein paar Jahre später mit dem Tod zusammentreffen sollte. Damals war keiner unter ihnen scharfhörig genug, das große Räderwerk der verborgenen, großen Mühlen zu vernehmen, die schon den großen Krieg zu mahlen begannen.“ (R 223)

Der Krieg ist also eine Todesmaschine, darin Kämpfende Mörder und Selbstmörder. Der Tod des jungen Leutnants in den ersten Kriegstagen auf dem Rückzug vor der russischen Armee muss als klarer Suizid im Krieg gedeutet werden: die durstige Mannschaft trifft nur auf verstopfte Brunnen. Ein freier Brunnen liegt direkt im Schussfeld der Gegner, und der Versuch, Wasser zu bekommen, erweist sich für viele als fatal. Dem trotz der junge Leutnant: „Und er ging den Abhang hinauf, dem Brunnen zu. Die Kugeln umpfiffen ihn, fielen vor seinen Füßen nieder, flogen an seinen Ohren vorbei und an seinen Beinen und über seinen Kopf hinweg. Er beugte sich über den Brunnen. Er sah auf der anderen Seite, jenseits des Abhangs, die zwei Reihen der zielenden Kosaken. Er hatte keine Angst.“ (R 444)

Trotta fällt – wie erträumt hört er dabei die Klängen des Radetzkymarsches, ein stimmiges Ende, das insbesondere als Kontrapunkt zum Ende des Großvaters, des Helden von Solferino, am Beginn des Romans, gesetzt ist. Wenn auch die Erzählhaltung recht neutral bleibt, erzeugt dieser Suizid des schwachen Leutnants, der nicht mit Angriff und Mord, sondern mit der Hoffnung auf Wasser für die durstende Mannschaft motiviert

ist, Sympathien. Das Soldatensein bedeutet nicht nur im Krieg auch in diesem Text Bereitschaft, Mord sowie Selbstmord zu begehen, was weitere beispielhafte Protagonisten belegen.

„ich flüchtete in den Krieg wie ein Verbrecher ins Dunkel«: Heldentum aus Suizidbereitschaft oder Stefan Zweig: *Ungeduld des Herzens* (1939)

Sein einziger zu Lebzeiten herausgegebener Roman hatte für Stefan Zweig sicher eine ganz besondere Bedeutung. Zelewitz deutet sogar – wohl etwas übertrieben –, die Selbsttötung Zweigs in Bezug auf ein ästhetisches Scheitern seines einzigen vollendeten „Romans“ (Zelewitz 1995, 146). Das Thema Suizid hat Zweig sein Leben lang begleitet: seine psychologischen Erzählungen sind voller Figuren, die wegen ihrer ausweglosen Situationen verzweifeln und sich selbst töten, wobei diese durchwegs als verständlich und unumgänglich dargestellt und nie verurteilt werden (Cohen 1982: 317). In seinem Roman führt er die Thematik Selbsttötung auch mit Soldatentum und Krieg eng.

Ein anonymes Ich-Erzähler berichtet im Roman vom Rückblick des hochdekorierten Kriegshelden Anton Hofmiller, von Ereignissen vom November 1913 bis zum Juni 1914, wobei die sechs Wochen vor Kriegsbeginn fast den gesamten Raum einnehmen. Hofmiller erzählt, dass seine Tapferkeit im Krieg nur Flucht vor der unseligen Vergangenheit gewesen sei: er habe nämlich an seinem Garnisonsort an der ungarischen Grenze unentschieden im Verhältnis zu Edith von Kekesfalva, die sein Mitleid als Liebe missverstanden hatte, den Suizid des gelähmten Mädchens verursacht.

Schon früh deutet Edith immer wieder ihre Bereitschaft zur Selbsttötung an, da sie dem Mitleid der Umgebung entgehen will. Ihr reicher Vater berichtet von ihren Suizidversuchen – in weiblicher Manier durch Aufschneiden der Pulsader und Schlafmittel. Hofmiller wird dies alles zu viel und er will entfliehen; doch der aufopfernde Doktor Condor weist ihn zurecht: „Ihr Echappieren in einem so kritischen Augenblick wäre – bitte jetzt nicht weghören! – ein niederträchtiges Verbrechen an einem unschuldigen Wesen, und ich fürchte, sogar mehr noch – es wäre ein Mord!“ (UdH 290) Spannenderweise wird hier die Auslösung des Selbstmords und der Mord parallel gedacht. Die stattgefundenen Verlobung bestreitet Hofmiller dann vor seinen Kameraden; mit hervorgehobener Klarheit ist ihm die einzige Konsequenz bewusst, natürlich der konventionalisierte Suizid des Offiziers:

„ich wußte, was ich getan hatte, und wußte, was jetzt zu tun meine Pflicht war. Ich hatte mich um zehn Uhr abends verlobt und drei Stunden später diese Verlobung feig abgeleugnet. Vor sieben Zeugen, vor einem Rittmeister, zwei Oberleutnants, einem Regimentsarzt, zwei Leutnants und Fähnrichen meines Regiments hatte ich, den Verlobungsring am Finger, mich noch rühmen lassen für meine schuftige Lüge. [...] Diese drei Minuten Feigheit hatten mein Leben vernichtet: es gab für mich keine andere Wahl als den Revolver./ Bereits an jenem Tisch war ich mir genau bewußt gewesen, daß ich nur auf diese eine Weise meine Ehre retten konnte;

was ich jetzt überlegte [...] war nur mehr die äußere Form der Ausführung.“ (UdH 354)

Die Entscheidung des Suizids mit der Pistole erscheint vollkommen selbstverständlich. Doch Hofmiller begegnet Oberst Bubencic, der die Situation nicht so katastrophal einstuft und seinen Leutnant dienstlich abkommandiert. Ausgerechnet dieser Offizier soll sich im Weltkrieg selbst richten:

„So war dieser Oberst Svetozar Bubencic, der Oberschinder unseres Regiments [...]; und genau so männlich und borniert, dummehrlisch und ehrenhaft, wie er uns zeitlebens zusetzte, hat er sich selber zur Rechenschaft gezogen. Als im serbischen Feldzug nach dem Debakel Potioreks gerade noch neunundvierzig Ulanen von unserem blitzblank ausgerückten Regiment heil über die Save zurückkamen, blieb er als letzter auf dem feindlichen Ufer und tat dann angesichts des panikartigen Rückzugs, den er als schmähsch für die Ehre der Armee empfand, was von allen Führern und hohen Offizieren des Weltkriegs nur die wenigsten nach Niederlagen getan: er nahm seinen schweren Dienstrevolver und schoß sich eine Kugel vor den Kopf, um nicht Zeuge sein zu müssen von Österreichs Untergang, den er im furchtbaren Bilde jenes zurückflüchtenden Regiments mit seinen dumpfen Sinnen prophetisch vorausgeföhlt.“ (UdH 361 f.)

Der Ehrbegriff kann also auch im Krieg in einen Suizid münden. Ein ähnliches Schicksal scheint auf Hofmiller zu warten. Die Reue packt Hofmiller nach seiner Abreise, er will die Verlobung bestätigen, doch zu spät – Edith erföhrt von Hofmillers Leugnung und stürzt sich vom Turm ihres Hauses. Seine Kameraden fordern nämlich noch am selben Abend den Apotheker, der die Verlobungsgeschichte weitererzöhlt hat, zum Duell. Bereit zum Sterben wartet Hofmiller auf den Krieg:

„Von den Hunderttausenden, die in jenen Augusttagen der Krieg aufrief, sind, ich bin dessen gewiß, nur wenige so gleichmütig und sogar ungeduldig an die Front abgegangen wie ich. Nicht daß ich kriegswütig gewesen wäre. Es war nur ein Ausweg, eine Rettung für mich; ich flüchtete in den Krieg wie ein Verbrecher ins Dunkel. Die vier Wochen bis zur Entscheidung hatte ich in einem Zustand der Selbstverachtung, der Verwirrung, der Verzweiflung verbracht, an den ich mich noch heute mit mehr Grauen erinnere als an die fürchterlichsten Stunden auf den Schlachtfeldern. Denn ich war überzeugt, durch meine Schwäche, durch mein erst lockendes und dann flüchtendes Mitleid einen Menschen und dazu den einzigen Menschen, der mich leidenschaftlich liebte, ermordet zu haben.“ (UdH 383 f.)

Nur seine Bereitschaft zum Sterben und selbst zum Verkrüppeltwerden infolge der traumatischen Schuld werden dann die Ursache seines anerkannten und hochdekorierten Heldentums, dass er bei waghalsigen Kommandos, bei der Maschinengewehrkompanie sowie bei den Fliegern unter Beweis stellt. Kriegshandwerk und Suizid werden einmal mehr parallel gedacht: Dies wird umso mehr unterstrichen, da auch als Hintergrund dieser Bereitschaft eine Suizidgeschichte steckt.

„der Todesmarsch einer Kompagnie“ Krieg als befohlener Selbstmord oder Andreas Latzko: *Menschen im Krieg* (1917) und *Friedensgericht* (1918)

Latzkó Adolf Andor kann wohl als die literarische Wiederentdeckung des Jubiläumsjahres 2014 gesehen werden. Seine traumatischen Erfahrungen an der Isonzofront verarbeitete der lange vergessene Autor in *Menschen im Krieg*, das 1917 in der Schweiz erschien und mit 30.000 verkauften Werken ein Achtungserfolg wurde. Die Authentizität dieser frühen Augenzeugenliteratur und die ambitionierte Ästhetik generierten Interesse und brachten dem Werk Übersetzungen in ca. 20 Sprachen ein. In Westeuropa blieb Latzko ein wahrgenommener Schriftsteller, weniger in der deutschsprachigen Welt.

In der Novellensammlung *Menschen im Krieg* zeigt insbesondere der zweite Text „Feuertaufe“ einen den Soldaten sehr bewussten, kollektiven Marsch einer Landsturmkompagnie, also von Familienvätern und ganz jungen Männern, in den Tod – teils in der Gedankenwelt des feinfühligem Hauptmanns Marschner, der die Soldaten zur Front kommandieren muss und vom modernen Krieg entsetzt ist:

„Heute aber ging das alles auf eins–zwei. Vorgestern noch in Wien, – und jetzt, noch mit dem Abschiedskuß auf den Lippen, noch nicht ganz losgerissen, gleich hinein ins Feuer. Und nicht blindlings, nicht ahnungslos, wie die ersten! Für diese armen Teufel hatte der Krieg keine Geheimnisse mehr. Jeder hatte schon Tote in seiner Familie oder seiner Bekanntschaft; jeder hatte schon mit Verwundeten gesprochen, hatte verstümmelte, entstellte Invaliden gesehen, und wußte mehr über Schrapnellwunden, Querschläger, Gasgranaten und Flammenwerfer, als, vor dem Kriege, Artilleriegeneräle und Stabsärzte gewußt.“ (MiK 44)

Der Hauptmann behält Recht, sie gehen dem Inferno entgegen: noch von der Front entfernt hören sie „das Platzen der Schrapnells, das Tacken der Maschinengewehre, das Aufbrüllen der eigenen Geschütze, [...] das Heulen der herankommenden Geschosse“. Wir lesen von „zweihundert todgeweihte[n] Opfer[n]“, vom „Menschenmaterial“, das wie „Ochsen zur Schlachtbank“ getrieben und „bei lebendigem Leibe auf den Angelhaken gespießt [wird], als Köder für den Feind!“ (MiK 49, 65, 56) Der Marsch ist ein reiner „Todesmarsch einer Kompagnie“, ein kollektiver, befohlener Selbstmord; die Front ist ein „Totenfeld“, voller „geronnener Blutlachen, [...] zerfetzte, blutdurchtränkte Uniformstücke“ (MiK 49, 55, 58). Beim eigenen Mannschaftsunterstand verwesen schon gefallene Soldaten, die nicht begraben werden konnten. Der abzulösende Offizier berichtet, dass von seinen Soldaten gerade noch ein Viertel lebe, davon viele verwundet.

Im zweiten Buch Latzkos, in *Friedensgericht* (1919) wird die Kriegsthematik weiter diskutiert, ein Sanitäter zeigt explizit den selbstmörderischen Krieg mit einem drastischen Vergleich mit einer Fliegenfalle auf. „Setzen Sie statt der Fliegen – Menschen, und Sie haben den Krieg. Es ist nicht schwer! Die Menschen fallen ja hier wie die Fliegen. Lassen Sie sie strampeln und jammern und schauen Sie nicht hin. Wir sitzen alle mitten drin in der großen Menschenfalle!“ (F 77) Im Kapitel „Nachhut“ wird der Vergleich dann veranschaulicht. Eine Truppe sieht sich damit konfrontiert, dass sie die unhaltbare

Stellung verteidigen, damit hinter ihnen eine neue Linie ausgebaut werden kann, ein kollektiver anbefohlener Selbstmord. Langsam wird dies den Soldaten bewusst. „Wenn es gelang, den Feind so lange festzuhalten, bis das Armeekorps die neuen Stellungen bezogen hatte, – dann folgt morgen abend triumphierend der Satz in die Welt hinaus: ‚Mit ganz geringen Verlusten gelang es uns‘ ... oder ‚Ungestört vom Feind‘. / Ganz geringe Verluste, – das waren sie, alle zusammen!“ (F 168) Daraufhin singt ein ehemaliger Kapuzinerpater, der den gefährlichen Wachdienst außerhalb des Unterstands verweigert und deswegen exekutiert wird, herzerreißend das „Ave Maria“: Ein Suizid, der die vollste Sympathie der Erzählposition bekommt. Beim finalen Grabenkampf wird der fanatische Hauptmann, der diese Exekution zu verantworten hat, in aussichtloser Position als Gegenstimme zu vorhin noch „Deutschland, Deutschland über alles“ singen und mit seiner abgeschlagenen Kopfhaut, die ihm bereits über die Stirn hängt und ein Auge verdeckt, weiterkämpfen. (Fg 192) Zweifellos wird die Verweigerung im individuellen Suizid des Jesuitenpaters als heroischer präsentiert als ein Morden bis zum Ende.

Schon in „Feuertaufe“ aus *Menschen im Krieg* haben wir eine ähnliche Art von positiv gezeichnetem Suizid als Verweigerung zu kämpfen. Der humane Hauptmann verzichtet nämlich auf den Kampf gegen die angreifenden Gegner:

„Da sah Hauptmann Marschner, wie der Mann neben ihm für einen Augenblick das Gewehr senkte, und mit hastigen, schlotternden Händen das Bajonett auf den rauchenden Lauf klemmte. Ein Erbrechen stieg in ihm hoch, daß er schwindelnd die Augen schloß und sich gegen die Grabenwand gelehnt, auf die Erde niedergleiten ließ. – Sollte, . . . sollte er das . . . das sehen? . . . Menschen morden sehen, aus nächster Nähe? . . . Er riß den Revolver aus der Tasche, nahm das gefüllte Magazin heraus und warf es weg. Nun war er wehrlos, – wurde auf einmal ruhig, richtete sich auf, von einer wunderbaren Gefäßtheit gehoben, bereit sich niedermachen zu lassen von einem dieser keuchenden Tiere, die da, von blinder Todesangst gehetzt, heranstürmten. Er wollte als Mensch sterben, ohne Haß, ohne Wut, mit sauberen Händen! . . .“ (MiK 71)

In den Krieg zu ziehen, heißt bei Latzko, erzwungenermaßen Mörder und Selbstmörder zu werden. Zweites wird an drastischen Beispielen hoffnungsloser Kriegsmissionen veranschaulicht. Die Mehrheit fügt sich dem, doch gerade im Selbstmord zeigt Latzko eine Möglichkeit, sich dem Zwang zum Mord zu entziehen und das mörderische System zu unterlaufen. Der Suizid im Sinne des Verzichts auf Angriff oder Verteidigung wird dabei als wahres pazifistisches Heldentum gezeigt. So bekommt die Selbsttötung hier noch eine besondere Bedeutung.

Fazit

Die These, Soldaten seien Selbstmörder, wird also in Kerntexten der österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts, bestätigt. Schon Schnitzlers *Lieutenant Gustl* zeigt das extreme Naheverhältnis zwischen Soldatentum, männlichem Ehrenbegriff und Suizid mit der Pistole auf. Das Duell der Offiziere, das schon in Schnitzlers Novelle bedeutsam ist,

wird als weitere Selbstmordvariante in Roths *Radetzkymarsch* diskutiert. Viel reflektiertere Protagonisten finden dabei auch zur Kritik dieser Konvention, der Krieg wird dann Gelegenheit zum Selbstmord für den jungen Leutnant, was noch deutlicher in Zweigs *Ungeduld des Herzens* vorgeführt wird. Das Suizidäre wird dort unterstrichen, da der Kriegsheld aufgrund einer von ihm verschuldeten Selbsttötung bereit ist, selbst an der Front zu sterben oder verstümmelt zu werden. Das Argument des Kriegs als Mord- und Selbstmordinstitution ist von Latzko weiter vorangetrieben worden. In seinen ersten zwei Werken zum Krieg *Menschen im Krieg* und *Friedensgericht* zeigt er aber auch einen Ausweg, der sich auch implizit im *Radetzkymarsch* finden wird: wieder der Suizid, doch den kampfflosen, der das System des Kriegs ad absurdum führt.

In Durkheims (1951, 152–276) soziologischen Zugang, der nach egoistischen, altruistischen, anomischen und fatalistischen Selbstmord klassifiziert, müssten Soldaten, die in aussichtslose Schlachten geschickt werden, zu den altruistischen Selbstmördern gezählt werden, da sie – wie Märtyrer, als welche sie ja mitunter stilisiert werden, glauben, dass ihr Ende einer Sache hilft – ein Glaube, den die Texte nicht unterstützen.

Die Literatur gibt dem Suizid im Krieg aber eine wahrhaft heroische Seite, wenn er der Verzicht auf den Mord der Gegner bedeutet, wie eben bei Leutnant Carl Joseph Trotta, Hauptmann Marschner oder dem singenden Kapuziner.

Literatur

LATZKO, Andreas (1918): *Friedensgericht*. Zürich.

LATZKO, Andreas (2014): *Menschen im Krieg*. Wien.

ROTH, Joseph (1999): *Werke*. Band 5. Romane und Erzählungen 1930–1936. Köln, S. 137–455.

SCHNITZLER, Artur (1961): *Gesammelte Werke*. Die erzählenden Schriften. Band 1. Frankfurt am Main, S. 337–366.

ZWEIG, Stefan (1976): *Ungeduld des Herzens*. Frankfurt am Main.

ABBT, Christine (2007): *Der wortlose Suizid. Die literarische Gestaltung der Sprachverlassenheit als Herausforderung für die Ethik*. München.

AHRENS, Jörn (2001): *Selbstmord. Die Geste des illegitimen Todes*. München.

ALVAREZ, Alfred (1974): *Der grausame Gott. Eine Studie über den Selbstmord*. Hamburg.

AMERY, Jean (1976): *Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod*. Stuttgart.

BADEN, Hans-Jürgen (1965): *Literatur und Selbstmord*. Stuttgart.

BAECHELER, Jean (1981): *Tod durch eigene Hand. Eine wissenschaftliche Untersuchung über den Selbstmord*. Frankfurt a. M.

BAUMANN, Ursula (2001): *Vom Recht auf den eigenen Tod. Die Geschichte des Suizids vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*. Weimar.

BLAMBERGER, Günter und GOTH, Sebastian (2013): *Einführung*. In: diess. (Hrsg.): *Ökonomie des Opfers. Literatur im Zeichen des Suizids*. München (=Morphomata 14).

BUHR, Heiko (1997): „Sprich, soll denn die Natur der Tugend Eintrag tun?“ *Studien zum Freitod im 17. und 18. Jahrhundert*. Würzburg.

COHEN, Rosi (1982): *Das Problem des Selbstmords in Stefan Zweigs Leben und Werk*. Bern et.al.

DURKHEIM, Emil (1951): *Suicide*. Glencoe: Free Press, Buch II.

- EHLENBERGER, Jan (2006): Adoleszenz und Suizid in Schulromanen von Emil Strauss, Hermann Hesse, Bruno Wille und Friedrich Torberg. Frankfurt a. M.
- FLIEDL, Konstanze (2001): Arthur Schnitzler: Leutnant Gustl. In: Cornelia Niedermeier [et al.]: Literatur um 1900: Texte der Jahrhundertwende neu gelesen. Köln, S. 135–149.
- FREVERT, Ute (1991): Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft. München.
- GRAEFE, Annette (2017): Das Suizidmotiv in der deutschsprachigen Literatur – Gestaltung und Funktion. Düsseldorf.
- HERBERTH, Arno (2014): Der Jugendsuizid in der Moderne. Wissenschaftliche Vermessung und literarischer Diskurs. Online-Publikation der Dissertation, Universität Wien. <http://othes.univie.ac.at/34083/> (10.10.2018).
- KANT, Immanuel (2000): Gesammelte Schriften I/7. Der Streit der Fakultäten. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Berlin, Boston.
- KÜHNEL, Florian (2013): Kranke Ehre? Adlige Selbsttötung im Übergang zur Moderne. München.
- KNAPP, Fritz Peter (1979): Der Selbstmord in der abendländischen Epik des Hochmittelalters. Heidelberg.
- LANGENBERG-PELZER, Gerit (1995): Das Motiv des Selbstmords in der deutschen Literatur der Jahrhundertwende. Dissertation Techn. Hochschule Aachen.
- MACHO, Thomas (2017): Das Leben nehmen. Suizid in der Moderne. Berlin.
- MADER, Hubert (1983): Duellwesen und altösterreichisches Offiziersethos. Osnabrück.
- MINOIS, George (1996): Geschichte des Selbstmords. Düsseldorf.
- MISCHLER, Gerd (2000): Von der Freiheit, das Leben zu lassen. Kulturgeschichte des Suizids. Hamburg et.al.
- MUSTER, Mario (2006): Artikel Suizid. In: Brockhaus Enzyklopädie. Band 26: Spot-Tala, 21. Auflage. Mannheim, S. 633–635.
- NIETZSCHE, Friedrich (1955): Also sprach Zarathustra. Ein Buch für alle und keinen. In: Ders.: Werke in 3 Bänden, 2. Band. München.
- NIETZSCHE, Friedrich (1967): Menschliches, Allzumenschliches I. Nachgelassene Fragmente. Frühling 1878 bis November 1879. In: Giorgio Colli [et al.] Nietzsches Werke. Kritische Gesamtausgabe 4. Abt., 2. Band. Berlin.
- NEUMEYER, Harald (2009): Anomalien, Autonomien und das Unbewusste. Selbstmord in Wissenschaft und Literatur von 1700 bis 1800. Göttingen.
- NEYMEYR, Barbara (2018): Suizid. In: Arturo Larcati [et al.]: Stefan Zweig Handbuch. Berlin et al.
- NOOB, Joachim (1998): Der Schülerselbstmord in der deutschen Literatur um die Jahrhundertwende. Heidelberg. „Menschenmaterial“
- OSIANDER, Friedrich Benjamin (1813): Über den Selbstmord. Seine Ursachen, Arten, medizinisch-gerichtliche Untersuchung und die Mittel gegen denselben. Eine Schrift sowohl für Policei- und Justiz-Beamte, als auch für gerichtliche Aerzte und Wundaerzte, für Psychologen und Volkslehrer. Hannover.
- POLT-HEINZL, Evelyn (2009): Nachwort. In: Arthur Schnitzler: Lieutenant Gustl. Hrsg. von Konstanze Fliedl. Stuttgart, S. 69–99.
- RENNER, Ursula (2010): Lassen sich Gedanken sagen? Mimesis der inneren Rede in Arthur Schnitzlers Lieutenant Gustl. In: Sabine Schneider: Die Grenzen des Sagbaren in der Literatur des 20. Jahrhunderts. Würzburg, S. 31–52.
- RINGEL, Erwin (1978): Das Leben wegwerfen. Reflexionen über Selbstmord. Wien.
- SCHREINER, Julia (2003): Jenseits vom Glück. Suizid, Melancholie und Hypochondrie in deutschsprachigen Texten des späten 18. Jahrhunderts. München.

STENGEL, Erwin (1969): *Selbstmord und Selbstmordversuch*. Frankfurt a. M.

STROHMEYR, Armin (1999): *Der Freitod. Eine literarische Anthologie*. Tübingen.

WILLEMSEN, Roger (2002): *Der Selbstmord. Briefe, Manifeste, literarische Texte*. Köln.

WITTNER, Héctor (2003): *Sebsttötung als philosophisches Problem. Über die Rationalität und Moralität des Suizids*. Paderborn.

WODE, Kai (2007): *Sich selbst das Leben nehmen. Versuch einer Typologie des Suizidanten anhand deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts*. Hannover.

ZELEWITZ, Klaus (1995): *Die Ungeduld des Herzens* als Indikator zweifachen Scheiterns. In: Mark H. Gelber [et al.]: *Stefan Zweig. Exil und Suche nach dem Weltfrieden*. Riverside, CA.

Ass. Prof. Dr. Johann Georg Lughofer / johann.lughofer@ff.uni-lj.si

University of Ljubljana, Faculty of Arts, Department of German, Dutch and Swedish,
Aškerčeva 2, SI-1000 Ljubljana, SLO